

Y. S. Paare

Rike – das Versteck in der Stadtmauer

Y. S. Paare

Rike – das Versteck in der Stadtmauer



Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter <http://www.dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© Buchhandlung Grimpe GmbH, Northeim. 2019
Wieterstraße 19
37154 Northeim

Lektorat: Lex Lingua GmbH, Berlin
Umschlag: Marie Graßhoff, Leipzig <https://marie-grasshoff.de>
Satz & Layout: L^AT_EX(Zapf Palatino) Volker Thurner, Berlin
Druck und Bindung: Docupoint • Barleben
ISBN 978-3-943465-12-9 www.buchhandlung-grimpe.de

PROLOG

„Friederike lotze, ich frage dich zum letzten Mal: bist du schuldig?“

Die Menschenmenge traute sich nicht zu atmen, als sie ein zartes aber entschlossenes „Ja, ich bin schuldig“ aus dem Mund der auf dem Stuhl festgebundenen Delinquentin unter der Göttinger Gerichtslinde vernahm.

„So wirst du zum Tode verurteilt durch Enthauptung mit dem Schwert!“

Der Scharfrichter Christian Schwarz, ein Hüne an Gestalt, strich mit dem Daumennagel über die Klinge seines Schwertes, die kurz in der kalten Wintersonne des 20. Januar 1859 aufblitzte. Es war das letzte, was Friederike sah, bevor man ihr die Augen verband. Das letzte, was sie hörte, war das Zischen der Klinge, bevor ihr Kopf fiel und die Menschenmenge jubelte.

Es war eine lauwarmer Sommernacht. Ein erster hauchzarter Silberschein kündigte das Aufgehen des Mondes hinter dem Wald an. Die noch vorherrschende Dunkelheit machte es schwer, den losen Stein in der alten Stadtmauer zu finden. Eine Hand tastete sich langsam vorwärts, bis sie neben dem Efeu die gewünschte Stelle fand. Ein Zündholz wurde an der Stadtmauer angeratscht und spendete einen kleinen Lichtschein in die noch schwarze Nacht. Rackelnd wurde der lose Stein aus seinem Fach gezogen und geräuschlos auf dem moosigen Boden abgelegt. Ein schneller Griff in den Ledersack und ein Buch kam zum Vorschein. Vorsichtig wurde etwas in dieses Buch hineingeschoben, bevor es in dickes Leinen eingewickelt wurde. Danach verschwand dieses Päckchen im Hohlraum der Mauer, bevor dieser mit dem Stein wieder verschlossen wurde. Das Zündholz erlosch und der Halbmond schob sich über die dunkle Silhouette des Waldes. Eine schwache Stimme sang:

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

(3. Strophe aus „Abendlied“, besser bekannt als „Der Mond ist aufgegangen“ von Matthias Claudius, Melodie: Johann Abraham Peter Schulz)

Das Schicksal hatte beschlossen, dass es keinen Zufall gibt, bis dass die Seele Ruhe findet.

*

LENNART

Es begann bereits zu dämmern, als Lennart gelangweilt durch die Fußgängerzone der Stadt Northeim schlenderte. Das Licht der Laternen brach sich im feinen aber steten Nieselregen und auf Höhe des Sparkasseneingangs konnte der schlaksige Sechzehnjährige beobachten, wie die letzten Stände des Klostermarkts abgebaut wurden. Obwohl das Wetter eigentlich nicht dazu einlud, blieb er stehen. Es liefen nur noch wenige Standbetreiber in mittelalterlichen Kostümen herum, die ihre Autos beluden. Lennart schnappte den einen oder anderen Wortfetzen auf, dass es ja bei diesem Wetter kein Wunder gewesen sei, dass die Geschäfte schlecht verlaufen wären. Man wollte schnell nach Hause ins Warme. Gerade als Lennart im Begriff war, dies ebenfalls zu tun, sah er einen komisch aussehenden Mann, der weniger hektisch wirkte. Der stand an der Steinwand von St. Blasien und beobachtete ihn mit starrem Blick. Der Mann lockte ihn mit dem Zeigefinger zu sich. Erst wollte Lennart diese Geste ignorieren und einfach so tun, als ob er das nicht gesehen hatte, aber dann wurde er doch neugierig. Er zog den Reißverschluss seiner nassen Jacke höher, weil der Wind auffrischte und ging auf den Mann zu.

„Was wollen Sie von mir?“

Der Mann grinste ihn mit ungepflegten gelben Zähnen an. Sein Haar war strubbelig braun und Lennart sah den knöchrigen Zeigefinger, der von einem gelben und spitzen Fingernagel gesäumt wurde. Der Mann zeigte auf ihn. „Ja, das Bürschchen komme mal hierher!“

Lennart blickte sich verunsichert um. Auf dem Markt war es plötzlich still geworden. Die Lieferwagen waren verschwunden. Er war mit dem merkwürdigen Kerl, der alles andere als vertrauenswürdig aussah, allein.

„Hat wohl Schiss, das Bürschchen, hm? Brauch´s nicht zu haben!“, lachte der Mann mit belegter und hoher Stimme. Sein Blick durch seine merkwürdigen trüben Augen heftete sich an Lennart.

„Was wollen Sie von mir?“ Lennart war mulmig zumute. Der Typ sah aus, als wäre er einem Horrorkabinett entsprungen. Eingefallene Wangen, merkwürdig tiefliegende und trübe Augen, dazu die hohe Stimme

und die widerlich skelettartigen Hände, die jetzt ruhelos an einem Brettähnlichen Gegenstand herumzupften.

„Dem Bürschchen etwas verkaufen!“

„Ich will aber nichts von Ihnen kaufen!“ Lennart vergaß aufgrund der für ihn mittlerweile unheimlichen Situation sein gutes Benehmen und war gerade im Begriff sich umzudrehen und fortzulaufen, als der Mann lauthals anfang zu lachen. Flink wie ein Wiesel, was Lennart dem gruseligen Kauz nicht zugetraut hätte, sprang dieser auf ihn zu und hielt ihn von hinten an der Schulter fest. Lennart konnte seinen widerlichen Atem riechen und er rechnete jeden Augenblick damit, gleich ein Messer am Hals sitzen zu haben, als der Typ ihm das Holzbrett vor die Nase hielt, an dem er so hektisch herumgezupft hatte. „Ein Spiel! Spielt das Bürschchen etwa nicht gern? Das Brett hier, das soll das Bürschchen kaufen!“

In Lennarts Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Mit dem komischen Typ war bestimmt nicht zu scherzen. Der wollte nur Geld! Das Brett hatte er sicher vorher aus irgendeiner Tonne gezogen. Da es ihm niemand abgekauft hatte, war er jetzt sauer, weil er Geld unbedingt brauchte. Und wenn Lennart es jetzt nicht kaufen würde, dann würde der Kerl ihm sicher etwas tun. Da der unheimliche Mann ihn noch immer festhielt und er jetzt richtig Angst bekam, versuchte Lennart es auf die schnelle Art: „Ich habe nur 20 Euro dabei. Die können Sie haben!“ Dabei war Lennart mittlerweile völlig egal, ob er für sein Geld etwas als Gegenleistung erhielt. Das merkwürdige Brett, das der Kerl ihm immer noch vor die Augen hielt, war sicher nicht mehr als einen halben Cent wert.

„Das Bürschchen ist schlau! Her mit dem Geld und das Brett gehört dem Bürschchen!“

Der Mann nahm Lennart in den Würgegriff, ließ das Brett fallen und fummelte in dessen Taschen herum. In der Gesäßtasche der Jeans wurde er fündig, zog das Portmonee heraus und schubste den Jungen brutal auf den Boden. Lennart, aus Angst vor Tritten und Schlägen, schützte seinen Kopf mit den Händen. Tränen liefen ihm über die Wangen und er zitterte. Wie hatte ihm das nur passieren können? Ausgerechnet ihm, der immer so vorsichtig war! „Hauen Sie ab, Sie haben doch, was Sie wollen!“, schrie er verzweifelt und fühlte sich völlig ausgeliefert. Eine Antwort erhielt er darauf nicht. Einzig und allein das Geräusch des Windes und des Nieselregens umfingen ihn.

Als Lennart die Augen öffnete und vorsichtig den Kopf anhob stellte er fest, dass er allein war. Der Typ war fort.

Keuchend hockte er sich hin. Seine Hose war schmutzig und am Knie, das er sich beim Sturz aufgeschlagen hatte und etwas blutete, war sie aufgerissen. Das alles war ihm jedoch egal, denn es schien, dass er glimpflich davongekommen war. Verunsichert blickte er sich erneut um. Solch eine Angst hatte er noch nie in seinem Leben gehabt. Gottseidank hatte der Kerl nur sein Geld gewollt. Lennart tastete nach seinem Handy in der Innentasche seiner Jacke. Es war noch da! Das Portmonee fehlte jedoch beim Griff an die Gesäßtasche, aber darin hatten sich wirklich nur die 20 Euro Taschengeld befunden und nichts, was sonst noch wichtig gewesen wäre – außer seinem Schülerausweis. Dafür konnte er aber leicht Ersatz anfordern. Das war zu verschmerzen! Trotz des Schocks und der furchtbaren Angst machte sich in ihm ein Gefühl der Erleichterung breit. Das hätte auch anders ausgehen können.

Lennart stand auf. Keine Menschenseele bewegte sich in der Fußgängerzone. Als er einen Schritt nach vorn tat, trat er auf einen glitschigen Gegenstand und wäre fast ausgerutscht. Das Holzbrett. Er hob es auf und betrachtete es im Schein einer Laterne kurz. Es musste sich um ein uraltes Spielbrett handeln. So ein altes Schrottding konnte er wahrlich nicht gebrauchen. Er warf es zurück auf den nassen Boden.

Mit zitternden Beinen machte er sich auf den Weg zur Polizei. Er fühlte sich gerade sehr allein.

JULE

„Lasst mich in Ruhe!“

Jule knallte wütend die Haustür hinter sich zu und rannte heulend über das Kopfsteinpflaster am Entenmarkt. Es war schon dunkel draußen. Das war heute Nachmittag auch zu blöd gelaufen. Eigentlich hatte sie das Shirt gar nicht klauen wollen. Aber sie hatte nicht genug Geld dabei gehabt.

Angefangen hatte alles damit, dass sie auf dem Klostermarkt so ein komischer Kauz angesprochen hatte, der ihr unbedingt ein Ouija-Brett verkaufen wollte. Jule hatte sich schon ewig so ein Brett gewünscht, aber sie hatte viel zu wenig Geld dabei gehabt. Sie hatte versucht mit dem komischen Typen zu handeln, aber der ließ ihr das Brett nicht für ein paar Cent. Er redete immer von einem echten Opfer, das sie ihm geben müsste. Das Brett war uralt gewesen und hatte mit Sicherheit schon auf

etlichen Geisterbeschwörungs-Sessions für Antworten gesorgt. Aber es war aussichtslos gewesen. Er gab das Brett nicht her! So gefrustet ging Jule zu H&M. Und dort hätte man ihr sicher auch keinen Rabatt gewährt. Von daher wollte sie sich mit einem Teil von H&M über das nicht bekommene Brett trösten. Das war ordentlich schief gegangen. Sie war beim Klauen erwischt worden!

Der Regen klatschte Jule beim Rennen ins Gesicht. Das war ihr nur recht, denn falls sie irgendwer sah, dann würde der- oder diejenige nicht merken, dass sie heulte. Bloß keine Schwäche zeigen! Eigentlich wusste Jule gar nicht genau, ob sie gerade aus Wut, aus Trauer oder einfach nur aus Enttäuschung über ihr Leben diese Tränen vergoss. Natürlich war ihr klar, dass Klauen kein Kavaliersdelikt war, da hatte ihre Pflegemutter Petra schon ganz recht, dass Jule sie einmal mehr enttäuscht hatte.

Manfred, ihr Pflegevater, hatte versucht zu schlichten. Ihre Pflegeeltern waren eigentlich schon ganz in Ordnung, aber die letzten Sätze von Petra, die aus der Küche zu Jule auf den Flur gelangt waren, als sie sich hastig den schwarzen Mantel übergeschmissen hatte, klangen noch immer in ihr nach: „Manfred, ich glaube, das wird nichts! Warum tut sie so etwas? Wir versuchen doch wirklich alles. Ich glaube, sie fühlt sich hier nicht wohl. Ob wir den Gedanken mit der Adoption besser doch verwerfen? Versagen wir?!“

Jule kannte das schon. Seit dem 8. Lebensjahr war die inzwischen Sechzehnjährige von einer Pflegefamilie in die nächste gesteckt worden, weil sie nirgends *hineinpasste*. Früher gab man sie fort, weil sie nicht sprach – und seit zwei Jahren sprach sie, aber wohl nicht das, was alle hören wollten. Und äußerlich grenzte sie sich ebenfalls ab: Dunkle, lange Haare, schwarze Nietengürtel um wallende schwarze Klamotten, antike geschwärzte Silberkreuzketten und ein schwarzes Nasen-Piercing, welches ihr Gesicht zierte, das im Gegensatz zum Rest nicht schwarz, sondern blass geschminkt war, damit die schwarzumrandeten Augen besser hervorstachen. Aber Jule hatte festgestellt, dass es immer irgendwo und irgendwie weiterging. Auch wenn es jedes Mal furchtbar wehtat, sich in neuen Familien umorientieren zu müssen. Und eine äußere Veränderung kam für sie auch nicht infrage. Das hätte es ihr gesellschaftlich gesehen vielleicht leichter gemacht – aber eigentlich spiegelte ihr Outfit ja nur ihr Seelenleben wider, das seit dem Tod ihres Vaters und dem anschließenden Alkoholsumpf ihrer Mutter rabenschwarz geworden war.

Jule bekam Seitenstechen und verlangsamte ihr Tempo. Sie war auf der Wierterstraße in Höhe der Buchhandlung angekommen und schaute in die Schaufenster, während sie sich keuchend die Hüfte hielt. Bücher liebte sie über alles, und wenn sie ehrlich zu sich selbst war, war das etwas, was ihre jetzige Pflegefamilie immer vorbehaltlos unterstützte. Am liebsten las sie reale Historienromane. Jule war viel allein. Sie wollte keine Freunde haben, auch nicht an ihrer neuen Schule, dem Corvinianum. Das aber lag eindeutig an ihr selbst. Die Vergangenheit hatte eben schon zu oft gezeigt, dass es sich durch den häufigen Pflegefamilienwechsel nicht lohnte, Freundschaften zu schließen, die sie dann wieder verlor, wenn sie umziehen musste. Unnötige Verluste, die sie nicht auch noch gebrauchen konnte.

Jule ging weiter, bog um die Ecke und schlenderte an der alten Stadtmauer entlang. Abrupt blieb sie stehen. Sie erkannte den Kerl, der ihr am Nachmittag dieses Ouija-Brett hatte andrehen wollen. Im Schein der Laternen tastete der an der alten Stadtmauer herum. Genau über ihm stand die neue Statue „der Anhalter“. Was hatte das wohl zu bedeuten, dass der die Mauer so untersuchte? Jule versteckte sich hinter einem Auto und wischte ihre Tränen trocken, damit sie besser sehen konnte. Sie beobachtete aus ihrer Deckung heraus, dass gerade eine große Menschenmenge aus dem Theater der Nacht strömte. Wahrscheinlich war gerade eine Vorführung zu Ende. Der komische Kerl hatte die Menschen auch bemerkt, ließ von der Mauer ab und lief die Straße zurück. Jule duckte sich tiefer. Er kam an ihr vorbei und sie sah, dass er zu den Stufen zum Stadtwall einbog.

Jule liebte die Stadtmauer mit der Wallanlage. Als sie in den Sommerferien nach Northeim gekommen war, konnte sie nachts oft nicht schlafen und war regelmäßig unbemerkt durchs Fenster ihres neuen Zuhauses ausgebüxt, um sich dort aufzuhalten. Der Ort hatte für sie etwas Magisches, war voller alter Energie. Was hatte ausgerechnet dieser Typ da wohl gesucht? Sie fand den Kauz etwas gruselig, aber genau das und die Tatsache, dass er so ein altes Ouija-Brett verkaufen wollte, machte die Sache noch spannender. In ihrem Nacken spürte sie ein merkwürdiges Kribbeln und ohne lange zu überlegen, beschloss sie die Stadtmauer an der Stelle, wo der Typ etwas gesucht hatte, ebenfalls zu untersuchen. Sie lief zu der Stelle. Die Besucher aus dem Theater der Nacht waren mittlerweile verschwunden und es herrschte Stille. Jule war allein.

Ihre Hand streifte über jeden einzelnen Stein, so wie es der Typ auch gemacht hatte. Und gerade, als sie ihre Hand über einen kleineren Stein

gleiten ließ, der nicht wie alle anderen exakt zwischen dem Mörtel eingesetzt war, sondern dessen Gefach von merkwürdigem Moos umsäumt war, geriet sie in einen eigenartigen Gedankenstrudel. Vor ihrem inneren Auge tauchte eine männliche Hand auf, die einen Stein aus der Mauer löste. Etwas wurde in das Steinfach gelegt und dann wurde der Stein wieder eingesetzt.

Jule taumelte erschrocken von der Mauer zurück. Sie griff sich an die Stirn. Was war das gewesen? So etwas hatte sie noch nie erlebt! Es kam ihr vor, als hätte sie eine Art Vision gehabt. Sie schüttelte den Kopf und sah sich um. Sie war noch immer allein. Im Theater der Nacht gingen die Lichter aus. Sie holte ihr Handy aus dem Rucksack, benutzte es als Taschenlampe und hielt den Schein auf den Stein in der Mauer, der diese komischen Bilder in ihr hervorgerufen hatte. Sie fröstelte. Was würde wohl geschehen, wenn sie den Stein noch einmal anfasste? Vorsichtig tippte sie ihn mit dem Finger an. Aber es geschah nichts. Dann legte sie ihre ganze Hand auf den Stein – wieder nichts. Sie begann mit dem Finger an dem Moos herumzustochern, welches den Stein umsäumte. Dabei bemerkte sie, dass dieser Stein gar nicht fest eingemauert war, sondern lose war. Sie pulte alles Moos aus den Fugen und versuchte den Stein aus seinem Gefach zu ziehen.

Konnte das möglich sein? Gab es in der Mauer vielleicht ein geheimes Versteck? Dem komischen Typen traute sie alles zu! Zunächst gelang es ihr nicht, den Stein hervorzuholen. Immer wieder verkantete er sich, aber letztendlich hatte sie ihn so weit gelockert, dass er ihr fast auf die Füße gefallen wäre, wenn sie nicht einen Satz nach hinten gemacht hätte. Jule blickte sich um, ob sie jemand beobachtete, sie schien jedoch allein zu sein. Nun klaffte in der Mauer ein Loch. Es war tiefer als der Stein. Sie leuchtete mit dem Handy das Loch aus. Dort lag tatsächlich etwas! Ganz hinten! Jule griff vorsichtig hinein und ertastete ein leicht feuchtes Bündel. Sie zog es heraus. Es sah genauso aus, wie sie es in ihrer Vision, oder was auch immer das gewesen sein mochte, gesehen hatte. Ein in altem und verschmutztem Stoff eingewickeltes Etwas. Sie hielt ihre Nase daran. Es roch modrig. Jule legte ihr Handy auf den Boden, hockte sich hin und begutachtete das merkwürdige Päckchen. Neugierig wickelte sie behutsam den Stoff ab – ein altes in Leder gebundenes Buch kam zum Vorschein. Der Umschlag hatte einige Schimmelspuren. Als sie das Buch öffnete, stellte sie im Schein des Handys fest, dass dort in alter deutscher Schrift handschriftliche Einträge standen. Das sah ganz nach einem alten Tagebuch aus...

Schwerfallen würde es ihr nicht, dieses zu lesen, denn gerade hatte sie in der Schule eine AG zu alter deutscher Schrift belegt! Sie blätterte im Schnelldurchgang durch. Manche Seiten waren nicht mehr leserlich oder auch verklebt, aber das meiste an Schrift war gut zu erkennen. Jules Herz klopfte! Sie liebte Bücher über alles und sie hatte das Gefühl, etwas ganz Großartiges gefunden zu haben. Über dieser Aufregung vergaß sie sogar, dass sie eine merkwürdige Vision gehabt hatte. Sie fragte sich, ob der Typ es hier versteckt hatte? Oder hatte er nur danach gesucht? Jule wurde noch neugieriger. Lesen konnte sie später. Sie entschloss sich, dem komischen Typen hinterherzulaufen. Vielleicht würde sie ihn noch oben in den Wallanlagen finden. Hastig wickelte sie das Buch wieder ein, steckte es mit Handy in ihren Rucksack, lief eilig die paar Meter zur Kreuzung Wieterstraße zurück und stieg die Stufen zur Wallanlage hinauf.

Sie befand sich gerade in der Dunkelheit, als sie ihn tatsächlich erblickte. Der komische Kerl stand ganz am Ende des Weges direkt im Lichtschein. Durch den Nieselregen sah es aus, als ob sich ein Lichtballon um die Lichtquellen gelegt hatte. Er wühlte aufgeregt in einem kleinen Gegenstand herum. Jule erkannte, dass es ein Portmonee war. Der Wind raschelte durch das nasse Laub und hin und wieder fiel ein Blatt eines Baumes ab. Ansonsten war alles still.

Jule beobachtete, wie der merkwürdige Typ einen Schein aus dem Portmonee zog und sich kichernd in die Hosentasche stopfte. Andere Zettel, die sich ebenfalls im Portmonee befunden hatten, zerknüllte er und warf diese zusammen mit der Geldbörse in das Gebüsch hinter sich. Jule schlich hinter einen Baumstamm und hoffte, dass sie unbemerkt blieb, denn der komische Kauz hatte das Portmonee sicher geklaut und sie hatte keine Lust, von ihm entdeckt zu werden. Solange er sie nicht sah, war die Situation richtig spannend! Was war das bloß für ein Kerl? Der Wall und die Stadtmauer hielten heute aber wirklich eine Überraschung für sie bereit. Urplötzlich blickte der Typ sich verstohlen um und Jule schaffte es gerade noch rechtzeitig den Kopf zurückzuziehen. Sie hockte sich hin, trat dabei versehentlich auf einen Ast und fluchte leise. Aus der Hocke konnte sie sehen, wie der Kerl sich verunsichert umblickte und dann das Weite suchte. Gottseidank lief er nicht an ihr vorbei, sondern in die andere Richtung!

LENNART

„So, deine Anzeige haben wir aufgenommen. Du hast alles genau richtig gemacht! Und du bist sicher, dass es dir gutgeht?“

Der nette Polizeibeamte klemmte das Protokoll in eine Kladde und Lennart besah sich sein Knie und die schmutzigen Klamotten.

„Ja, es geht mir bis auf den Kratzer am Knie ganz gut, auch wenn ich jetzt wohl etwas mehr Angst haben werde, abends allein durch die Stadt zu gehen.“ Beim Blick auf seine Armbanduhr stellte er fest, dass es gleich 22 Uhr war. Der Typ hatte ihn vor ca. einer Stunde beklaut und bedroht. Eigentlich hatte er immer gedacht, dass so etwas nur nachts passieren würde.

„Das kann ich gut verstehen, Lennart. Soll ich deine Eltern benachrichtigen, dass sie dich abholen kommen?“ Der Polizeibeamte griff schon zum Telefonhörer.

Lennart schüttelte entschlossen den Kopf. „Nein, ich denke, dass ich zu recht komme. Es würde meine Mutter nur unnötig aufregen. Außerdem arbeitet sie noch.“

„Und dein Vater? Der könnte dich doch holen.“

„Meine Mutter und ich sind allein. Danke, es geht schon!“

„Verstehe“, sagte der Beamte. „Aber ein Streifenwagen kann dich heimbringen, wenn du magst.“

Das wollte Lennart auf gar keinen Fall! Was sollten denn die Nachbarn denken, wenn er mit einem Polizeiauto vor seiner Haustür abgesetzt wurde?

Als ob der Beamte seine Gedanken lesen konnte, lachte er verlegen. „Also gut, dann entlasse ich dich hiermit. Geh am besten auf beleuchteten Wegen heim. Ganz so weit hast du es ja auch nicht bis in die Graf-Otto-Straße. Wenn wir etwas erfahren, benachrichtigen wir dich natürlich sofort! Aber ich kann dir wenig Hoffnung machen. Meist schnappen wir dieses Pack nicht!“

In diesem Augenblick betrat ein anderer Beamter das Revier, warf einen Blick auf die Anzeige, die in der Kladde steckte, nickte seinem Kollegen zu und sagte zu Lennart: „Ich glaube, dein Portmonee wurde von dieser jungen Dame gefunden.“ Er wandte sich an Jule und meinte: „Na, hast ja vielleicht doch gute Seiten.“ Er lachte und sagte wieder an Lennart gewandt: „Und die Personenbeschreibung von dem, der es weggeworfen hat, passt zu der, die du bei uns abgegeben hast.“

Lennart traute seinen Augen nicht. Da stand seine Mitschülerin Jule in der Tür und hielt sein Portmonee in der Hand.

LENNART UND JULE

„Oben auf dem Wall hatte ich schon Schiss, dass er mich gesehen haben könnte, aber als er abgehauen ist, habe ich im Gebüsch gleich nach den Sachen gesucht. Erstaunt war ich natürlich, als ich deinen Schülerausweis fand“, berichtete Jule Lennart vor der Polizeiwache.

„Voll gut, dass ich wenigstens das Portmonee und den Schülerausweis wiederhabe. Die 20 Euro tun zwar weh, aber sind zu verschmerzen. Gibt ja bald neues Taschengeld. Aber was meinte denn der Polizist damit, als er zu dir sagte, dass du ja vielleicht doch gute Seiten hast?“

Jules Gesichtsausdruck verfinsterte sich.

„Das geht dich gar nichts an!“

„Okay, okay! Ich frag ja nicht. Übrigens, der Typ hat mir vorhin so ein merkwürdiges Brett unter die Nase gehalten. Voll komisch. Standen Zahlen und Ziffern drauf und es sah ziemlich alt und abgeranzt aus.“

„Ich weiß, was das für ein Brett ist!“ Jules Augen begannen zu funkeln. Es konnte sich nur um das Ouija-Brett vom Klostermarkt handeln, was der Typ ihr andrehen wollte. Anscheinend war es ihm nicht gelungen, es überhaupt jemanden zu verkaufen! „Du hast es doch mitgenommen?!“ Jule war ganz aufgeregt.

„Nee, war froh, dass ich mein Leben hatte! Fand ich nicht wichtig.“

„Also liegt es noch auf dem Marktplatz?“

„Bestimmt, wenn der Typ es sich nicht wiedergeholt hat.“

„Hast du noch Zeit? Dann gucken wir mal nach dem Brett. Ich hab den Typen heute Nachmittag auf dem Klostermarkt gesehen. Er wollte das Brett irgendwie verkaufen. Ich hätte es gern genommen, hatte aber keine Kohle mehr. Voll cool, wenn wir es finden würden!“ Jule überlegte. Da war ja auch noch das merkwürdige Buch in ihrem Rucksack. Sollte sie Lennart davon erzählen? Schließlich hatte der komische Typ ja auch mit diesem Fund etwas zu tun. Wenn er die Stadtmauer nicht untersucht hätte, dann wäre Jule niemals auf diesen Fund gestoßen. Aber vielleicht besser, sie sagte erst mal gar nichts. So gut kannte sie Lennart ja schließlich auch nicht.

„Quiek – was?!“, fragte Lennart.

„Ouija-Brett, oder Hexenbrett! Kennst du das nicht? Komm lass uns nachsehen, ob es da noch liegt!“

„Ich will da nicht mehr hin!“

Jule zerrte Lennart entschlossen am nassen Jackenärmel Richtung Marktplatz. „Quatsch, der Kerl ist doch weg! Sei kein Weichei!“

LENNART

Lennart saß nach den Erlebnissen des heutigen Abends in der Küche und hatte einen großen Teller mit belegten Broten für sich und seine Mutter bereitgestellt. Da hörte er, wie die Wohnungstür geöffnet wurde.

„Lennart, bist du noch wach?“

„Ja, Mama. Bin in der Küche.“

Er hörte, wie seine Mutter ihre Schuhe in die Ecke kickte, ihren Schlüssel ans Schlüsselbrett hing und wie sie sich stöhnend die Jacke auszog.

„Das war vielleicht ein verrückter Tag. So viele Gäste hatten wir gar nicht erwartet. Aber dafür gab es viel Trinkgeld!“ An der Tür zur Küche angekommen, zog Sylvia an ihrem Zopf Gummi, sodass sich ihr Haarknoten öffnete und ihr die langen blonden Haare wellig über die Schultern fielen. Sie umarmte ihren Sohn von hinten und gab ihm einen Kuss auf den Kopf. „Wow! Du hast Brote gemacht!“

„Hm.“ Lennart konnte gar nichts sagen. Gerade wurde ihm wieder klar, wie schlimm es eigentlich gewesen war, was ihm zugestoßen war.

„Sag mal, ist dir eine Laus über die Leber gelaufen? Du bist ja ganz blass!“ Besorgt hockte sich seine Mutter vor ihn und sah, wie Lennart vollkommen aufgelöst zu weinen begann.

„Lennart!“ Sie nahm ihn in den Arm und durchlöcherte ihren Sohn mit besorgten Fragen. „Was ist los? Sag schon, Lennart!“

„So’n krimineller Typ hat mir vorhin mein Portmonee geklaut, als ich nochmal in der Stadt war. Mir war langweilig und nachdem ich den ganzen Tag gezockt hatte, dachte ich, dass frische Luft gut täte.“

„Das Portmonee? Was? Wo? Hat er dir was getan?“

„Geschubst. Bin nur hingefallen. Der wollte mir was verkaufen, obwohl der Klostermarkt längst geschlossen war. Aber der wollte nur Kohle, Mama.“

„Tut dir was weh? Wir müssen zur Polizei!“

„Da war ich schon. Es geht mir gut.“

„Das sehe ich!“ Sie nahm sein Gesicht in ihre Hände und küsste ihm eine Träne fort.

„Mama, ich bin kein Baby mehr!“

„Warum hast du mich nicht angerufen?“

„Weil ich nicht wollte, dass du voller Sorge aus Göttingen hierher fährst. Außerdem dauert es ja ewig, bis du am Telefon bist, wenn du gerade bedienst. Ich habe alles geregelt. Portmonee habe ich wieder.“

„Also haben sie den Kerl gefasst?“

„Nee, Jule aus meiner Klasse hat den Kerl zufällig gesehen, als er das Portmonee leer gemacht und dann weggeworfen hat. Die hat´s bei der Polizei abgegeben, als ich noch da war ...“

JULE

„So ein verdammtes Pech!“, murmelte Jule, als sie vor der Haustür in ihren Manteltaschen herumwühlte und ihr klar wurde, dass sie vorhin beim überstürzten Verlassen des Hauses vergessen hatte den Schlüssel einzustecken. Aber wenn sie die ganze Nacht fortblieb, würde das ihre Situation auch nicht verbessern. Außerdem hatte sie Hunger und ihr war kalt und unbedingt wollte sie dieses gefundene Buch lesen. Sie schlich ums Haus und sah nach, ob ihr Zimmerfenster eventuell noch offen stand. Bevor sie zum Abendbrot gegangen war, hatte sie heimlich geraucht und gelüftet. Aber Petra hatte natürlich längst kontrolliert und das Fenster geschlossen. Jule überlegte, was sie tun sollte. Sie entschloss sich, kleine Steinchen an das Schlafzimmerfenster ihrer Pflegeeltern zu werfen, als urplötzlich die Haustür geöffnet wurde und Manfred um die Ecke blickte.

„Komm rein, Jule. Ich hab dich schon gesehen.“

Na wenigstens war es Manfred, da würde die Standpauke von Petra erst morgen früh kommen. Aber die Illusion, dass sie ihren Fund jetzt gleich studieren könnte, war mit Manfred verflogen. Eine Diskussion gab es jetzt bestimmt noch.

Jule ging mit gesenktem Blick an Manfred vorbei.

„Sorry!“

„Reden wir morgen drüber, es sei denn, du willst jetzt reden. Häng erstmal die nassen Klamotten zum Trocknen auf.“

„Joh!“, sagte Jule und verdrehte die Augen.

„Was, joh?! Reden *jetzt*, oder morgen?“

„Klamotten zum Trocknen aufhängen meinte ich mit *joh!*“

„Falls du noch was essen willst, im Kühlschrank steht dein Teller. Hast ihn ja vorhin nicht angerührt. Angebot meinerseits: Du hängst die Sachen auf, ich mach dir das Essen in der Mikrowelle warm und dann können wir reden.“

„Joh!“

„Gut, ich warte dann im Esszimmer auf dich!“

Jule schmiss ihren Rucksack in ihr Zimmer, zog ihre schwarzen Stiefel aus und stellte sie auf eine Matte neben der Haustür. Eigentlich wollte sie nicht reden, sondern nur etwas Warmes essen, aber vielleicht war es besser gleich zu reden anstatt erst morgen. Dann hätte sie es hinter sich. Sie hasste diese pädagogischen Aussprachen. Wieso, warum, sieh es doch einmal so...

Also ging sie in den Keller, zog sich Mantel und Hose aus und hängte sie in den Heizungsraum zum Trocknen, wobei sie feststellte, dass der Mantel triefte. Ihr geliebter Mantel würde über Nacht nicht trocken werden und da sie sich ohne ihn morgen in der Schule nackt vorkäme, nahm sie ihn wieder vom Bügel, stopfte ihn in den Trockner und betätigte den Startknopf. In Socken stieg sie die Kellertreppe wieder hinauf, hörte das *Pling* der Mikrowelle aus der Küche und zog sich in ihrem Zimmer die Schlafanzughose über, bevor sie ins Esszimmer ging. Manfred wartete bereits auf sie.

Eigentlich mochte sie ihre jetzigen Pflegeeltern. Sie waren beruflich sehr erfolgreich, hatten Geld, ein schönes Haus, waren mehr als nett zu ihr, wenn sie gerade mal nichts ausgefressen hatte, und sie hatte auch ein großzügiges Zimmer. Wenn sie das alles behalten wollte, sollte sie sich in nächster Zeit eventuell doch etwas anstrengen pflegeleichter zu sein. Es war sogar mal die Rede von Adoption gewesen. Das hatte es bisher noch nie gegeben. Aber Jule verwarf diesen Gedanken gleich wieder. Sie musste daran denken, was Petra vorhin gesagt hatte.

Beim Anblick des Essens, das auf dem Esszimmertisch stand, knurrte Jules Magen. Das Besteck lag auf einer bunten Papierserviette und ein Glas Orangensaft stand trinkbereit auf einem Untersetzer daneben. Eigentlich meinten sie es wirklich gut mit ihr. Jule rückte den Stuhl vom Tisch ab, setzte sich hin und ließ ihre Arme hängen. Bloß nichts anmerken lassen! Cool bleiben, keine Gefühle zeigen!, ermahnte sie sich insgeheim.

„Danke!“, sagte sie kleinlaut zu Manfred.

„Guten Appetit, Jule.“ Manfred vertiefte sich in eine Illustrierte. Zumindest sah es so aus. Eigentlich tat er das aber nur, damit Jule die Standpauke nicht während des Essens erhielt. Das war ihr klar und sie war dankbar für diese Rücksicht, weil sie wirklich Hunger hatte. Der Teller war schnell leergegessen, sie wischte sich den Mund mit der Serviette ab, zerknüllte diese und ließ sie dann ein wenig respektlos auf den Teller fallen, um noch den Orangensaft zu trinken. Manfred klappte die Illustrierte zu, sah auf die zerknüllte Serviette und dann zu Jule, die das Glas in einem Zug leerte und sich mit dem Handrücken über den Mund wischte. „Noch was? Es ist noch was da“, sagte er.

„Nee, bin satt.“ Mit trotzigem Blick und hängenden Schultern blickte sie zu ihrem Pflegevater.

„Mensch Jule, du bist doch alles andere als dumm oder gar kriminell. Warum hast du dieses Shirt bei H&M einfach mitgenommen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass du nicht wusstest, dass die eine Diebstahlwarnung dran haben. Wolltest du das provozieren?“

Mit verdrehenden Augen kippelte Jule auf dem Stuhl nach hinten und stellte ihre Füße am Tischrand ab. Abwehrhaltung einnehmen! „Da war kein Magnetknopf dran. Konnte ich doch nicht wissen, dass die bei dem Teil einen Metallstreifen auf das Preisschild geklebt haben.“

Manfred zog die Brauen hoch. „Also du wolltest es von Anfang an klauen, als du gemerkt hast, dass der Diebstahlsicherungsknopf fehlte? Warum?“

„Nee, mein Geld hat nicht gereicht, um es zu kaufen.“ Sie sah, wie Manfred sich mit den Händen das Gesicht rieb. Er sah müde aus. Wahrscheinlich hatte er die ganze Zeit, als sie weg gewesen war, schon mit Petra über sie gesprochen. Natürlich erwähnte sie nicht, dass sie aus Frust geklaut hatte.

„Und warum hast du uns nicht gefragt, ob wir dir was von deinem Taschengeld vorstrecken?“

„Hatte Angst, dass das Shirt dann weg ist. War schließlich reduziert und echt cool“, log sie.

„Cool? Der schwarze Fetzen?!“ Manfred stöhnte. „Gut, über Geschmack lässt sich streiten. Siehst du wenigstens ein, dass das Bockmist war, das Klauen?“

„Manfred, glaubst du echt, dass ich mich erwischen lassen wollte?“

„Nein, darum geht's nicht, Jule. Ich will wissen, ob du jetzt öfter klauen wirst. Du hast doch schon genug Probleme. Ich denke ganz einfach, dass mehr in dir steckt, als...“

„Als was? Kriminelle Göre, schwer erziehbar und mit totaler psychischer Macke? Meintest du das? Danke!“, sie schnaufte verächtlich.

Manfred sah sie an. So kam er nicht weiter. Warum war Jule nur immer noch so auf Terror gebürstet? Er versuchte es auf die sanftere Art.

„Nein, das meinte ich eben nicht. Du hast ausgezeichnete Schulnoten, bist nicht dumm, könntest Freundschaften schließen. Du hast das Zeug dazu. Stattdessen verschanzt du dich hinter deiner schwarzen Fassade und machst immer genau das, was dem anderen nicht dienlich ist, obwohl ich ganz genau weiß, dass in dir doch eine ganz andere Seele wohnt. Jule, wir möchten dir wirklich helfen und es wäre unser größter Wunsch, dass du dich hier integrierst, weil wir dich mögen. Aber Petra wird so mit deiner Art überhaupt nicht fertig, weil du alles abblockst und jetzt auch noch geklaut hast. Es steht dir einfach nicht!“

„Dann schickt mich doch weg!“ Krachend fiel der Stuhl um, auf dem Jule eben noch gesessen hatte. Sie verschwand in ihr Zimmer.

LENNART

In dieser Nacht konnte Lennart nicht schlafen, was in Anbetracht der Erlebnisse des vergangenen Abends nicht schwer zu verstehen war. Es hatte gutgetan mit seiner Mutter zu sprechen, aber nun hatte er Schuldgefühle, weil sie sich um ihn Sorgen machte. Es war ihr selbstverständlich klar, dass dieses Erlebnis nicht ganz spurlos an ihrem Sohn vorbeigehen würde.

Sylvia, seine Mutter, lag ebenfalls wach in ihrem Bett und wünschte sich nichts mehr, als dass Lennart endlich einmal irgendwo Anschluss finden würde. In einer Gruppe wäre ihm das ganz bestimmt nicht passiert. Als Lennart drei geworden war, hatte sein Vater sie beide einfach sitzengelassen und war mit einer neuen Frau ausgewandert. Das hatte Lennart, der durch und durch ein Vaterkind gewesen war, zu einem stillen Jungen heranwachsen lassen. Ihm fehlt der Vater, dachte Sylvia, bevor sie endlich einschlief.

Immer wieder dachte Lennart an den Moment, als der komische Mann mit der hohen Stimme und den trüben Augen ihn in den Würgegriff genommen hatte. So hilflos hatte er sich in seinem ganzen Leben noch

nicht gefühlt. Hätte er sich vielleicht doch wehren sollen? Nein, hätte er nicht. Das hatte ihm der Polizeibeamte auch gesagt, dass er genau richtig reagiert hatte. Dann musste Lennart an Jule denken, denn er war mehr als überrascht gewesen, als sie in der Inspektion aufgetaucht war. Nach den Sommerferien war sie neu in ihre 10. Klasse gekommen und von Anfang an hatte er das Mädchen ziemlich interessant gefunden. Aber Jule war zu Lennarts Enttäuschung jedem Gespräch aus dem Weg gegangen. Sie war Einzelgänger, so wie Lennart. Nur mit dem Unterschied, dass Lennart gern zu einer Clique gehört hätte. Dafür war er aber wohl einfach zu still und wurde deshalb von den anderen nicht für voll genommen. Jule dagegen mied die Gesellschaft anderer ganz offensichtlich. Deswegen hatte er sich so gewundert, dass sie heute Abend nach der Polizei sehr redselig gewesen war. Erst recht, als es um dieses komische Brett gegangen war, was Jule unbedingt haben wollte. Es hatte noch immer auf dem Marktplatz gelegen und Jule hatte sogar noch etwas gefunden, nämlich eine Art Holzpfeil mit Loch, der, so wie sie ihm erklärt hatte, dazugehörte. Nun lag dieses komische Teil in seinem Zimmer. Jule hatte ihm begeistert erklärt, dass es ein Spiel sei, mit dem man Geister rufen könne – und da das Brett so herrlich alt aussah, hatten mit ihm wohl schon etliche „Sessions“ stattgefunden. Ihre Augen hatten geleuchtet, als sie ihm das erzählt hatte.

Lennarts Gedanken schweiften ab. Er fragte sich, wie Jule wohl ohne ihre komische Schminke und mit normalen Mädchenklamotten aussehen würde. Eigentlich hatte sie nämlich ein recht hübsches Gesicht. Aufgrund ihrer schwarzen Klamotten wunderte es ihn aber nicht, dass sie auf solche Bretter stand. Er hielt solche Sessions ja für Quatsch, aber neugierig war er nun doch, nahm sein Handy vom Nachttisch und tippete in die Suchleiste des Browsers „Ouija-Brett“. Das war allemal besser, als nicht schlafen zu können. Vielleicht lenkten ihn die Informationen etwas ab.

JULE

Mit angezogenen Knien saß Jule auf ihrem Bett und bereute ihren Ausbruch vor Manfred, der es ja wirklich gut gemeint hatte. Außerdem begann sie sich zu schämen. Klauen war wirklich blöd, und wenn sie Petra und Manfred um das Geld gebeten hätte, dann hätten sie nicht nein gesagt. Sie hätte sich auch legal mit einem Shirt trösten können, weil sie das Brett nicht bekommen hatte. Es hatte sie furchtbar geärgert, dass ausgerechnet der Polizist, der die Anzeige bei H&M aufgenommen hatte, derselbe gewesen war, der sie abends mit dem gefundenen Portmonee auf der Inspektion in Empfang genommen hatte. Zuerst hatte der sicher geglaubt, dass sie das Portmonee geklaut und das Geld genommen hatte, um dann so zu tun, als hätte sie das Portmonee gefunden.

Das hatte sich überhaupt nicht gut angefühlt. Jules Gedanken wirbelten. Dann war sie mit Lennart zum Marktplatz gegangen. Wieso hatte sie das Brett eigentlich Lennart mitgegeben, nachdem sie es auf dem Marktplatz gefunden hatten? Es ärgerte sie. Sie fand, dass das Brett eigentlich ihr zustehen würde. Sie würde ganz bestimmt damit umgehen können! Es würde ihr viele Fragen beantworten. Da war sie sich ganz sicher. Ihr Herz verkrampfte sich bei dem Gedanken daran, wie ihr Leben wohl verlaufen wäre, wenn es damals nicht den unerklärlichen tödlichen Autounfall gegeben hätte, der die Kettenreaktion in Gang gesetzt hatte, die Jule bis heute verfolgte. Sie begann zu schluchzen. Wer hatte die Schuld an all dem? Wer konnte ihr diese Frage beantworten?

Mit Toten sprechen ... Schon immer hatte sich Jule dafür interessiert. Sie dachte an das Ouija-Brett. Und dann fiel ihr das merkwürdige Buch wieder ein!

*

RIKE

Dies ist nun der letzte Abend, den ich in meinem Zuhause in Dankelshausen schlafen werde. Es ist ein sehr beklemmendes Gefühl zu wissen, dass ich morgen früh zum letzten Mal für längere Zeit das Frühstück mit meinen Eltern und Geschwistern einnehmen werde. Ab morgen werde ich eine Magd sein.

Immer wieder hat Mutter mir gesagt, dass ich nicht hier in diesem Dorfbleiben könne. Dass ich in einer Stadt viel bessere Möglichkeiten hätte, später ein gutes Leben zu haben. Sie meint, dass ich, wenn ich erst als Magd arbeiten würde, dort in bessere Gesellschaften kommen und später einen guten Mann finden würde, der mich heiratet und mir ein besseres Le-

ben ermöglichen wird. Und ich muss gestehen, dass ich meine Zukunft auch nicht hier in Dankelshausen sehe. Das enge Haus und meine vielen Geschwister. Es gibt keinen Ort, an dem ich mich zurückziehen kann.

Vater und Mutter fällt es immerschwerer, alle hungrigen Mäuler zu stopfen. Schon als kleines Mädchen träumte ich davon, einmal die große weite Welt kennenzulernen. Und Mutter sagte mir, dass ich dies nur könne, wenn ich mich hinauswagen würde. Als Magd könnte ich die Gepflogenheiten der oberen Schichten am besten kennenlernen. Ich habe es satt, auf dem Acker Männerarbeit zu verrichten. In den langen Wintern sitzen Mutter und ich zusammen, nähen und stricken, um die Sachen später zu verkaufen, damit wir nicht hungern müssen. Was wird Mutter ohne mich tun? Nur Brüder im Haus, die weder stricken noch nähen können, aber immer hungrig sind. Vaters Rücken ist durch die schwere Feldarbeit schon ganz krumm. Er schimpft viel mit Mutter, dass sie mich gehen lässt.

Vater hat aber dafür gesorgt, dass ich mit dem Nachbarn auf dem Pferdewagen morgen nach Münden komme. Auch wenn ich diesen Nachbarn nicht mag, weil er mich immer so merkwürdig ansieht, bin ich doch froh, den Weg nicht zu Fuß zurücklegen zu müssen. Mutter hat mir einige Ratschläge gegeben, wie ich Männern aus dem Weg gehen kann, die es nicht ernst mit mir meinen. Wenn ich sie befolge, werde ich kaum Schwierigkeiten bekommen, sagt sie. Ich würde merken, wenn der richtige bei mir anklopft. Und ich muss mich glücklich schätzen, dass meine Mutter es mir ermöglicht hat, länger als nötig zur Schule zu gehen, auch wenn Vater sie immer wieder dafür beschimpft hat, weil so meine Arbeitskraft auf dem Acker und im Haushalt fehlte. Mutter will, dass ich es einmal besser habe als sie. Vielleicht war das auch mein Glück, dass ich die Stelle als Magd beim Bäckermeister in Münden bekommen habe. Mutter sagt, ich sei schlau und der Bäckermeister, ein fleißiger Mann, würde mich sicher gut behandeln und viel Wert darauflegen, dass seine Haushaltshilfe nicht dumm ist. Ich habe ein wenig Angst vor morgen ...

*

... Mir ist das Herz so schwer. Mutter hatte recht, als sie sagte, dass ich Heimweh bekommen würde. Ich sitze in meiner Kammer und hoffe, dass man mich heute nicht mehr ruft. Die Talgkerze vor mir flackert im Zug der leichten Brise durch mein geöffnetes Fenster, die den nahenden Sommer ankündigt. Die Vögel zwitschern draußen ihr Abendlied und wenn ich die Augen schliesse, stelle ich mir vor, dass ich daheim bin, Mutter neben mir sitzt. Aber so ist es nicht. Ich sitze hier in meiner spärlichen Kammer. Als Magd. Mir tut jeder Muskel im Körper von der Arbeit weh und nach nur fünf Tagen im Dienst sind meine Hände rau und rissig. Das Haus des Bäckermeisters ist schön, aber man merkt, dass hier eine Arbeitskraft dringend schon vor längerer Zeit nötig gewesen wäre. Eine Frau fehlt im Haus. Das Mehl der Backstube hängt in jeder Ritze.

Seit meiner Anstellung bin ich nur damit beschäftigt alles hübsch bewohnbar und ordentlich zu machen. Die Farbe der Vorhänge in der guten Stube war nicht mehr zu erkennen.

In den Falten des Stoffes hatte sich das Mehl gesetzt und es hatte ausgesehen, als ob der Frost nach dem Stoff gegriffen und ihn mit seinem kalten Atem geweißt hätte. Beim Abnehmen bekam ich einen Hustenanfall. Mehlstaub überall und nicht ein Türgriff im Haus, der nicht vom Brotteig geklebt hätte. Gerade der Geselle des Meisters ist so unordentlich und er riecht sehr unangenehm! Im Waschhaus, welches nahe der Backstube liegt, stand ich Stunden, um das Mehl aus den Stoffen zu kneten. Die Lauge musste oft gewechselt werden und die Schultern sind mir vom Schleppen des Wassers so lahm, dass es bis in die Fingerspitzen reicht. Unzählige Bäckerschürzen bedurften der besonderen Behandlung. Immer wieder dachte ich an Mutters Worte, dass weißer Stoff nach dem Waschen weiß sein müsse. Die Bäckerschürzen jedoch musste ich walken und wieder walken, um die Flecken herauszubekommen. Es fällt mir schwer die Feder zu halten.

Aber die Mahlzeiten sind reichlich. Ich trage sogar neue Dienstkleidung, die der Herr für mich hat anfertigen lassen. Das ist nicht bei allen so. Ich habe festgestellt, dass viele Dienstmägde in sehr zerschlissenen Kleidern herumlaufen müssen. Es ist ungewohnt, wenn ich mich in einer Fensterscheibe ganz betrachten kann. Ein langes, blaues Kleid mit halblangen Ärmeln. Darüber trage ich eine weiße Schürze und auf meinem Kopf sitzt ein Häubchen, unter das ich gewissenhaft meine blonden langen Locken feststecke. Ich sehe auf einmal so erwachsen aus. Keine Zöpfe mehr, sondern die Haare streng unter der Haube. Ach, was habe ich es geliebt, wenn Mutter mir abends die Haare kämmte und sie zu Zöpfen flocht. Werde ich mich je an dieses neue Leben gewöhnen?

Ich will mir aber die größte Mühe geben. Meine erste Stelle als Magd werde ich gewissenhaft angehen, da ich das gute Zeugnis benötige für weitere Stellen. Wenn es mir gelingt, in nächster Zeit den Grundputz zu erledigen, wird mir die weitere Arbeit nicht mehr so schwer fallen.

Aber was erzähle ich hier?

Ich bin so müde und gehe nun zu Bett. Das Bett, welches ich hier besitze, ist besser als das daheim. Zuhause hatte ich kein Bettgestell, sondern ich lag auf einem mit Stroh gefülltem Sack. Hier liege ich in einem Bettgestell auf einer Strohmattatze unter einer dicken Decke. Ich besitze sogar ein Kopfkissen. In der Stadt lebt es sich doch etwas anders als auf dem Land. Ich sollte mich nicht beschweren. Aber die Arbeit ist noch sehr ungewohnt für mich in diesem Haus. Um 5 Uhr in der Frühe muss ich das Frühstück für den Dienstherrn und seinen Gesellen bereiten.

Rike

*